

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die Thoma-Ausstellung im Frankfurter Kunstverein.

Eine Ausstellung von ähnlicher Bedeutung hat der Frankfurter Kunstverein wohl noch selten zu verzeichnen gehabt. Im Umfang eines vierzigjährigen Schaffens liegt das Lebenswerk Hans Thomae vor uns. Ueber hundert Originalwerke geben einen erschöpfenden Ueberblick über die Jahre der Entwicklung des Meisters wie über die Zeit der Reife. Die alte Erfahrung bewährt sich hier wieder einmal glänzend, daß die stärksten Talente auch am stärksten produktiv sind. Das Vorhandensein reicher künstlerischer Potenzen drängt eben naturgemäß auch nach reicher Offenbarung. Bei Thoma kommt nun noch dazu eine erstaunliche Vielseitigkeit. Wenn wir uns vergleichsweise der (von uns im Frühjahr besprochenen) Frankfurter Meisterausstellung erinnern, so zeigt sich uns überraschend die überwiegende Kraft des deutschen Meisters. Meistens Motive sind Symbole auf die Kraft, Kraft der Arbeit, der Pflicht, des Proletariats. Seine Kraftmenschen wehen in uns die Vorstellung, daß seine Kunst selbst eine ungeheure Kraftäußerung sei. Dabei läßt sich aber bei aller Bedeutung des Meisters nicht leugnen, daß er nur über wenige Typen verfügt. Wer drei, vier Werke von ihm kennt, kennt alles. Bei Thoma dagegen wiederholt sich nichts. Wo Motive wiederkehren, da sind sie gesteigert, weiter entwickelt. So kommt es, daß auch in dieser Ausstellung, die die größte ist, die je von Gemälden des Meisters veranstaltet wurde, kein Bild als überflüssig bezeichnet werden dürfte.

Wir müssen uns leider darauf beschränken, aus der reichen Fülle köstlicher Schöpfungen nur wenig zu nennen. Sehr interessant sind zunächst die frühen Gemälde aus den sechziger und anfang siebziger Jahren, in denen, noch mit fremden Einflüssen kämpfend, Thomae's Eigenart doch schon siegreich durchschimmert. Wie schön ist aus dieser Zeit die kleine Szene „Vor dem Dorf“, wo drei Handwerksburschen unter Apfelbäumen dahinstandeln, den ersten Vorgabeilen frühlichen Gruß zuwinken. Hier hören wir schon den feinen Goldklang echter Poesie, das Klingen und Singen, das später in dieser Kunst so mächtig wird. Das Jahr 1875 bringt mit dem prachtvollen Selbstporträt, mit Tod, das ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Böllins ist, die Entscheidung. Von nun an wandelt der Meister bereits auf der Höhe, wenngleich noch in steigender Richtung. Es folgen die herrlichen Landschaften, es folgen bedeutende Porträts, es folgen schlichte Darstellungen aus dem Volksleben, gelegentlich auch biblische Motive. Nun aber füllt sich zugleich die Szene mit lieblichen Fabelwesen, Kindern einer in Wald- und Wäldchen großgezogenen Phantasie, Putten, Schwärme tanzen über jeden grünen Hang, talauf, talab, Hügel, kleine geblühten Büschen spielen im Gras, umschweben segnend die Menschen. Die heitere Märchenwelt des „Sommernachtsstraumes“ ist in den hellen Tag versetzt, die frühe Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit aufgehoben. Mehr und mehr steigert sich die Sprache des Künstlers nach der Musik hin. Es ist kein bloßer Rhythmus mehr, wie er jedem Kunstwerk innewohnt. Man fühlt das Wesen festgebauter Akkorde, aus denen sich bestimmte Tonwellen lösen. Demgemäß sehen wir auch die Technik sich bei Thoma entwickeln. Eine musikalische Note liegt in der tiefen symbolischen Farbgebung, in der wunderbaren Linienführung. Werke wie der „Traum“, die „Fortuna“ oder

die „Gralsburg“ bezeichnen hierin Höhepunkte, nicht bloß der Kunst Thomae, sondern der Kunst der Gegenwart überhaupt. Es ist schwer, psychologische Wirkungen, wie sie in diesen Gemälden erreicht sind, in Worten wiederzugeben. Hier spricht die Stimmung mit einer Unmittelbarkeit zu uns, wie wir sie in der impressionistischen Malerei, die doch ihre ganzen Chancen auf Stimmungswerte aufbaut, nicht finden. Die Thoma-Ausstellung ist ein sprechender Beweis, daß wir im Zeichen einer Renaissance der Farbe stehen.

Das Blaue Buch, Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst, begründet von Albert Rallhoff, herausgegeben von S. Jagenstein und S. Kienzl. Einzelpreis M. 0,30, vierteljährlich M. 3,50. Inhalt der eben erschienenen Nummer 31: „Deutsch-Banaminio“ von Florian von Tschheim. „Der Breslauer Gewerkschaftskongress“ von Hugo Nathanson. „Die Tugendhaften“ von Bela Davidschiff. „Rembrandt und die Frau“ von Erich Felder. „Henri Becquer“ von A. S. Bordes-Milo. „Schadenschen“, Skizze von Hans Gnan. „Theater“. „Der Künstlerbund in Weimar“ von Ernst Schur. „Freie Kunstvermittlung“. „Neue Bücher“.

Musik für Alle. Das sechste im Verlage von Allstein & Co., Berlin, zum Preise von 50 S. erschienene neueste Heft 23 der bekannten Notenbibliothek beginnt mit einer Flötensonate Friedrichs des Großen, die sowohl durch ihren originellen musikalischen Gehalt, als auch durch die Persönlichkeit des Komponisten besonderes Interesse erregt dürfte. An den großen Preußenkönig schließt sich ein anderer lebender Hohenzollernprinz an, der ebenfalls eine beachtenswerte musikalische Begabung zeigt. Prinz Joachim Albrecht mit einem Menuett aus dem Ballett „Im Wandervogel“. Den wunderbaren Eindruck einer mondbestrahlten Sommernacht im deutschen Walde, als das geheimnisvolle Klingen und Flüstern schildert Mendelssohn's „Notturmo“ aus dem Sommernachtsstraum. Georg Schumann, der Dirigent der Berliner Sing-Akademie, ist mit einem ammutigen Lied „Vergissmeinnicht“ vertreten, Gustav Lazarus, der Leiter des Breslauer Konservatoriums, mit einem an Chopin'sche Art gemahnenden „Präludium“. Leicht, gefällige Musik bietet das kleine Klavierstück „Großer Sinn“ von Fuhrmeister und die „Quella Tirolienne“ von W. Meier. In die Blütezeit der künstlerisch noch bedeutenden ersten Berliner Cabarets führt Georg David Schulz mit seinem melodischen Lied vom „Reisner Figürchen“.

Den Helden des „Alti“. Sehn Jahre sind verfloßen, seit das Kanonenboot „Alti“ an der chinesischen Küste mit fast der gesamten Besatzung in den stürmischen Wellen unterging. Dieses ersten Jubiläum gedenkt die „Neue Musik-Zeitung“ in einem passenden Liede. Der altersräftige Dichter Martin Greif in München hat den Text verfaßt, die Melodie stammt von Richard Krieger. Sehr wirksam ist das populäre deutsche Flaggelied, mit dessen Versen auf den Lippen die heldenmütige Besatzung in den Fluten versank, in Text und Melodie am Schluß angedeutet. Das Lied verdient weite Verbreitung. — Aus dem übrigen Inhalt der Nummer — Preis 40 S. — sei ein interessanter Aufsatz „Jahres und die Musik“ hervorgehoben, in dem u. a. auf die vorzügliche Brauchbarkeit der ersten Dichtungen Jönsens als Overtexte hingewiesen ist. Die „Neue Musik-Zeitung“ kostet im Quartal (6 Nummern) mit allen Beilagen nur M. 1,50. Probenummern versendet kostenlos der Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.



GERICHTSSAAL

Strafkammer-Sitzung vom 15. August 1906

Wechselfälschung.

Der 26jährige Fuhrknecht Albert Göbel in Wehen besaß früher ein Milchgeschäft, das er verkauft hatte. Der Kaufschilling war noch nicht völlig ausbezahlt. Da Göbel Geld brauchte und sich feins zu verschaffen wußte, versuchte er es mit gefälschten Wechseln. Zwar verstand er von einem Wechsel nicht viel, aber einmal gelang es ihm schließlich doch, und er erhielt von einem Vorschußverein in Wehen hierfür 150 M. Ein zweiter Wechsel, den er bei demselben Verein einreichte, war aber so ungeschickt ausgestellt und gefälscht, daß der Beamte es sofort merkte. Er zahlte natürlich nichts, erstattete aber die Anzeige. Der Angeklagte, der bisher unbestraft ist, verantwortete sich damit, daß er die Absicht hatte, die Wechsel einzulösen, sobald ihm der Kaufschilling bezahlt worden wäre. Der Gerichtshof verurteilte den Göbel wegen Wechselgefälschung und Betrugs, sowie wegen versuchter Wechselgefälschung in Idealkonkurrenz mit versuchtem Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis.

Eine alte Gieblanne.

Es war in der Nacht vom Ostermontag zum Ostermontag d. J. gegen 3 Uhr früh. Um diese Zeit wußte der Käufer Michael Pfister von hier nichts Besseres zu tun, als aus einem Vorgarten in der Bülowstraße eine alte Gieblanne im Werte von 1—2 M. zu stehlen, mit der er seinen Garten gießen wollte. Er kletterte über das Gitter und holte sie sich. Beim Zurückklettern stieß er mit der Kanne an das Gitter. Ein Schutzmann, der das Geräusch hörte, eilte herbei und erstattete dann die Anzeige. Die Kanne aber wurde wieder zurückgebracht. Der Angeklagte verantwortete sich damit, daß er die Kanne schon seit mehreren Tagen im Garten habe liegen sehen. Der Gerichtshof verurteilte den Angeklagten, der bisher unbestraft ist, wegen Diebstahls mittels Einsteigens zu drei Monaten Gefängnis. Es ist dies das gesetzlich zulässige Mindeststrafmaß.

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

— Wissenschaft und Praxis. Wie zutreffend das Urteil ist, das die Menschen instinktiv über die ihnen bekömmlichen Nahrungs- und Genussmittel fällen, beweisen die Ergebnisse der neuesten Versuche, die an unserer ersten deutschen Anstalt, dem kgl. pathologischen Institut der Universität Berlin, auf Veranlassung des bekannten Physiologen Dr. Bidel mit der Maggi-Würze angestellt wurden. Unter dem Einflusse dieses beliebten Küchenhilfsmittels fand nämlich eine überraschende, intensive und nachhaltige Produktion von verdauungsstärkenden und in seinem Säuregehalt höchstwertigem Magenjaft statt. Damit ist wissenschaftlich erwiesen, daß Maggi's Würze einer der besten Förderer des Appetits und der Verdauung ist. Es dürfte übrigens weitere Kreise interessieren, daß die Fabrikation dieses überall verbreiteten Würzmittels unter die Kontrolle der Lebensmittel-Untersuchungsanstalt von Konstanz gestellt ist, die sich besonders anerkennend über die seit Jahren zutage tretende Gleichmäßigkeit der Qualität ausspricht.

1906 er **Grünkerne,**

täglich frisch gemahlen.

Ed. Böhm, Adolfstrasse 7.

4724

Bahnholz,

Telephon No. 437.

Restaurant u. Café.
Schönster Ausflugsort am
Platze. 2210
Möblierte Zimmer und Pension
empfehlen
W. Hammer, Besitzer.

Billige Schuhe!

Wegen Umzug nach 3 Mauritiusstraße 3
nur noch wenige Tage

Ausverkauf

aller meiner nur anerkannt soliden Waren zu außer-
ordentlich billigen Preisen.

Schuhwarenhaus Fiedler,

3 Mauritiusstraße 9. 5697

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstraße 38.

Unterrichtsinstitut für Damen und Herren.

Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen- und Schreibrufen.

Tag- und Abendkurse. 1460

Prospekte kostenfrei.

Speierling-Äpfelwein

und
Heidelbeerwein

empfiehlt die

Obstwein-Kellerei Fritz Henrich,

Blücherstraße 24. — Telephon 1914.

Restaurant Gartenfeld, Niederwallstraße 11.

Gedekte Terrasse, direkt am Rhein.
Großer Saal mit Glashalle. 517. Möblierte Zimmer.
Neuer Jahaber: Adolf Lenz.

Ekelhaft

ist die **Stickluff** die in gepolsterten Telephonzellen herrscht.
Darum ist die Anschaffung der mit leicht handlichen
Ventilationsklappen versehenen 3/370

Schalldämpfenden Telephonzelle

wie wir sie an zahlreiche Private und Industrielle geliefert
haben. — Verlangen Sie Prospekt von der Industrie für
Holzverwertung A.-G. Altenessen (Rheinland).

Von der Reise zurück,

Dr. Plehner,

Sonnenbergstr. 30.

Von der Reise zurück,

Karl Märker, Dentist,
Kirchgasse 6.

676a

Hosenträger

Hosenträger zu billigen Preisen. 4229

Grosse Auswahl, aparte
Neuheiten,
in allen Façons, u. nur
guten Stoffen, empfiehlt
Gg. Schmitt,
Langgasse 17.



Nr. 190.

Freitag, den 17. August 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Buchdruck.

(Nachdruck verboten.)

„Werden Sie lange hier bleiben, Herr Garnier?“ fragte Cécilie.

„Ich weiß es selbst noch nicht,“ erwiderte er. „Es wird davon abhängen, wie weit die Deutschen noch vordringen; mit ihnen möchte ich nicht gern in Berührung kommen.“

„Aus besonderen Gründen?“

„Frankreichs Unglück schmerzt mich tief, da ist es natürlich, daß ich die rücksichtslosen Sieger hasse. Verstehen Sie mich recht, mein Fräulein,“ wandte er sich wieder an Leontine, „ich hasse nur die deutschen Krieger, auf die deutschen Damen erstreckt sich mein Haß nicht.“

„Wie galant,“ spottete Cécilie. „Ich dagegen bewundere die deutschen Krieger. Mich betrübt zwar das Unglück Frankreichs, aber niemand wird bestreiten können, daß es selbst verschuldet ist.“

„Ich gebe alles zu,“ Garnier erhob sich und wechselte mit dem Grafen einen bedeutungsvollen Blick, „aber die deutschen Armeen hätten vor Paris Halt machen und einen annehmbaren Frieden anbieten müssen. Durch ihre unerschämten Forderungen werden sie den unauslöschlichen Haß Frankreichs auf sich laden. Und bedenken Sie die weiteren Folgen, Fräulein Cécilie, dann werden Sie über die deutschen Siege anders urteilen!“

Er nickte ihr noch einmal vertraulich zu, nahm mit einer Verneigung von Leontine Abschied und verließ dann mit dem Grafen das Zimmer.

„Sie bringen nun wohl der Komtesse die Grüße meines Sohnes,“ sagte der Graf. „Sie ist in ihrem Zimmer.“

„Später, Herr Graf, nach einer Unterredung mit Ihnen.“

„Sie bringen uns doch nicht schlimme Nachrichten von Lucian,“ rief der Graf erschrocken.

„Durchaus nicht, der Herr Kapitän befindet sich in Köln im besten Wohlsein. Ich bringe Briefe von ihm mit, die von der preussischen Militärbehörde nicht gesehen worden sind; eine große Tat wird vorbereitet, eine Tat, die Frankreich retten soll.“

Graf Montreau führte seinen Gast in ein elegantes Gemach, das der schwere Schreibtisch zwischen den Fenstern, die wohlgefüllten Bücherregale an den Wänden und die Stimmungen auf den Tischen als sein Arbeitskabinett kennzeichneten.

Garnier trat an ein Fenster und spähte hinaus; inzwischen befahl der Graf einem Diener, Wein und einen Imbiß zu bringen.

„Ich stehe als Agent in den Diensten der französischen Regierung,“ nahm Garnier das Wort, nachdem er sich in einen Sessel niedergelassen hatte, „in dieser Eigenschaft habe ich Deutschland bereist und mit den Kriegsgefangenen mich in Verbindung gesetzt.“

Ueber das Antlitz des Grafen glitt ein spöttisches Lächeln. „Und was bezweckte diese Mission?“

Garnier warf einen scheuen Blick auf die Tür. „Sind wir vor Lauscherohren sicher?“

„Bah, Sie werden doch in meinem Hause keine Spione und Verräter suchen?“

„In solchen Zeiten muß man sehr behutsam sein. Frankreich verdankt überdies den größten Teil seines Unglücks dem Verrat.“

„Das Zeitungsgewäsch über Verrat und Spionage hat mir stets nur Widerwillen eingeflößt; es beweist, daß wir heute ebenso leichtfertig und übermütig sind wie vor dem Kriege. Reden Sie nicht von Spionen in meinem Hause.“

„Sie haben hier eine Deutsche.“

„Soll das ein Vorwurf sein?“

„Keineswegs,“ erwiderte Garnier, ohne sich durch den zornflammennden Blick des alten Herrn einschüchtern zu lassen. „Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß die junge Dame nichts von meinen Mitteilungen erfahren darf.“

„Es ist unnötig, mir das zu sagen!“

Jean Garnier ergriff sein Weinglas und trank es langsam leer, dann warf er einen Blick auf seine Uhr, und der Ausdruck seines Gesichtes verriet Ungebuld. „Sie wissen, daß die Zahl der Kriegsgefangenen Franzosen in Deutschland mehr als dreihunderttausend beträgt,“ sagte er. „Sie werden in großen Barackenlagern bewacht, die Offiziere dagegen wohnen in Städten und können sich frei bewegen. Die Wachen selbst bedeuten wenig; alte, ausgeübte Leute, die aus ihren Geschäften gerissen, sehr ungehalten darüber sind, daß sie mit der Muskete auf der Schulter wieder auf- und abspazieren müssen. Man hat zum Ueberschuß auch noch einige Kanonen in jedem Lager aufgestellt, aber da man überzeugt ist, daß die Gefangenen keinen Versuch zu ihrer Befreiung machen werden, so ist der Wachdienst nachlässig, und es ist ein Kinderspiel, die Mannschaft zu überrumpeln und sich der Geschütze zu bemächtigen.“

Die Stirn des Grafen hatte sich immer finsterner gewölkt, er zerstückte die kaum angezündete Zigarre im Aschenbecher und fragte: „Wo hinaus soll das alles?“

„An einem bestimmten Tage werden die Kriegsgefangenen allenthalben sich erheben, werden die Wachen überrumpeln und nach Frankreich marschieren, nachdem sie die Zeughäuser erstürmt und sich bewaffnet haben, ohne sonderlichen Widerstand, denn Deutschland ist von Truppen entblößt.“

„Und die Führer?“ warf der Graf ein. „Sie vergessen, daß die Offiziere sich auf Ehrenwort verpflichten mußten, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Sagte Ihnen mein Sohn, daß er diesem Zwange sich nicht fügen werde?“

„Er hat sich darüber mir gegenüber nicht ausgesprochen, aber ich zweifle nicht daran.“

„Dann müßte er sein Ehrenwort brechen!“

„Ah bah, er hat es ja nicht freiwillig, sondern gezwungen versprochen! Alle Vorbereitungen sind bereits getroffen; die Kriegsgefangenen werden mit Waffen versehen, die sie in ihren Taschen verstecken können. Revolver und Dolche reichen ja für die Überrumpelung der Wachen aus, später ist es eine Kleinigkeit, die Soldaten mit allem auszurüsten. Diese Armee eilt nach Paris, die Pariser fallen den Belagerten in den Rücken, die Preußen werden geschlagen, vernichtet, Frankreich ist gerettet.“

"Torheit!" sagte der Graf unwillig. "Nicht die Deutschen Truppen, sondern die feindlichen Kriegsgefangenen würden vernichtet, wenn die Geschichte nicht mit einem lächerlichen Butsch endete."

"Glauben Sie?" fragte Garnier scharf. "Die französische Regierung setzt größeres Vertrauen auf diesen Plan, der Frankreich von dem verhassten Feinde befreien soll."

"Die Regierung hätte nach der Schlacht bei Sedan Frieden schließen und sich sagen müssen, daß alles aus war. Statt dessen verschwieg sie die wahre Sachlage und erlaubte den Zeitungen, die unverschämtesten Lügen zu verbreiten; sie bewaffnete Volkshäuser, die den deutschen Soldaten unmöglich stand halten konnten und gibt nun Paris allen Schrecken einer Belagerung preis. Da war Oesterreich im Jahre 1866 verständiger; es bot nach den ersten verlorenen Schlachten den Frieden an."

"Herr Graf, spricht so ein Patriot?" rief Garnier zornig. "Das Unglück des Vaterlandes müßte Sie zu jedem Opfer bereit finden."

"Was berechtigt Sie, mir Vorschriften zu machen?" fuhr der Graf auf. "Sie sind Agent unserer Regierung, doch schließlich aus Patriotismus, denn was kümmert Sie das Wohl oder Wehe Frankreichs? Sie werden für Ihre Dienste bezahlt, aber das berechtigt Sie nicht..."

"So spreche ich denn im Auftrage und im Namen Ihrer Regierung zu Ihnen," sagte Garnier, ein Papier aus seinem Portefeuille nehmend. "Hier ist das Beglaubigungsschreiben aus Tours."

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, ein verächtliches Lächeln glitt über sein Antlitz.

"Was verlangt die Regierung von mir?" fragte er kalt.

"Sie kennen den Plan, dessen Gelingen die letzte Hoffnung Frankreichs ist. Paris ergibt sich nicht, es rechnet auf Entsatz. Im Süden Frankreichs bildet sich eine Armee unter dem Kommando Bourbaki; sie soll den Rhein überschreiten und durch den Schwarzwald in Deutschland einbrechen. Wenn in Baden die Flammensäulen aufsteigen, wenn die besetzten Kriegsgefangenen zugleich in geschlossenen Kolonnen anrücken, dann müssen die Deutschen die Belagerung von Paris aufheben. Inzwischen müssen wir den Feind unausgesetzt beunruhigen und ihm soviel Abbruch wie möglich tun durch kleine fliegende Korps, die bald hier, bald dort aufstehen, seine Patrouillen aufheben und kleinere Abteilungen nachts im Quartier überfallen. Seine Aufmerksamkeit muß auf uns gerichtet bleiben, bis unsere neuen Armeen plötzlich ihn von allen Seiten angreifen. Dieser Plan muß gelingen, wenn jeder Patriot das Seinige dazu beiträgt." Er spähte wieder ungeduldig in die Ferne und fuhr dann fort: "Sie, Herr Graf, sollen in dieser Gegend alle Männer zu den Waffen rufen und sich an ihre Spitze stellen, um den Feind aufzuhalten. Deshalb hätte ich gewünscht, daß die Husaren-Patrouille hier vernichtet worden wäre."

Graf Monterau blieb dicht vor dem Emisär stehen, den er mit einem Blick voll unsagbarer Verachtung vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

"Ich bin kein Mordmörder, mein Herr! Sagen Sie das unserer Regierung."

Garnier deutete auf den Park, aus dem ein seltsamer, kostümierter, mit Büchsen, Pistolen, Kavalleriefäbeln und Säbelen bewaffneter Haufe heraustrat.

"Sehen Sie diese braven Männer, die Haus und Hof verlassen haben, um für ihr unglückliches Vaterland zu kämpfen," sagte er.

"Ist das Ihr Werk?"

"Ich bin stolz darauf, dies bejahen zu dürfen."

"So sind Sie auch verantwortlich für das Blut, das diese Leute unnütz vergießen werden."

"Ich übernehme diese Verantwortung mit leichtem Gewissen und übertrage Ihnen, Herr Graf, das Kommando über diese Braven, die sich einstweilen bei Ihnen einquartieren werden."

"Mein Herr, Sie schlagen einen Ton an, der mich bewegen könnte, Sie die Treppe hinunterwerfen zu lassen!" rief Graf Monterau, der seinem Zorn nicht mehr gebieten konnte. "Ich erkenne weder Sie, noch diejenigen, die Sie gesandt haben, an; hier in meinem Hause bin ich der alleinige Herr!"

Jean Garnier hatte das Fenster geöffnet, er rief den Franzosen zu, einzutreten, er werde sogleich bei ihnen sein, um ihnen weitere Befehle zu geben.

"Es tut mir leid, Herr Graf, Ihnen so entgegenzutreten zu müssen," sagte er, nachdem er das Fenster wieder geschlossen hatte, "aber ich habe gemessene Ordres. Wollen Sie das Ihnen angebotene Kommando nicht übernehmen, so werden Sie sich doch nicht weigern dürfen, den braven Leuten Quartier zu geben."

"Der Gewalt muß ich weichen," fiel der Graf ihm ins Wort. "Aber ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich gegen diese Einquartierung protestiere und Ihre Pläne in keiner Weise billige."

"Sehr wohl, ich werde nicht unterlassen, der Regierung davon Anzeige zu machen. Sie haben wohl die Güte, die Bewohner Ihres Schlosses vor Verrat zu warnen; ich darf keine Rücksicht, keine Schonung üben, selbst den Damen gegenüber."

"Vergessen Sie nicht, daß Fräulein Renard unter meinem Schutze steht!" rief der Graf empört. "Im übrigen haben Sie in meinem Hause keinen Verrat zu befürchten, so wenig ich auch Ihre Absichten billige. Wegen Verpflegung der Leute wenden Sie sich an den Verwalter, ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen."

"Wie Sie wollen, Herr Graf," sagte Garnier mit einem geringschätzenden Achselzucken. "Sie werden später bereuen, keinen Anteil an der Befreiung des Vaterlandes zu haben. Darf ich Sie nun bitten, mich bei der gnädigen Frau Komtesse anzumelden?"

"Nein!" erwiderte Graf Monterau, sich hoch aufrichtend. "Ich kann Ihnen nicht verwehren, durch einen Diener um eine Audienz bitten zu lassen, aber mit meinem Willen wird die Frau Gräfin Sie nicht empfangen. Haben Sie, wie Sie vorhin versicherten, Briefe von meinem Sohne mitgebracht, so bitte ich um dieselben."

Garnier zog sein Portefeuille hervor und legte die Briefe auf den Tisch, dann entfernte er sich mit einer stummen Verbeugung.

Der Graf sandte ihm einen zornig glühenden Blick nach. "Dieser Mann ist ein Schuft," murmelte er, "er dient nur deshalb der fremden Regierung, um selbst im Trüben zu fischen; vor solchen Burschen muß man sein Silbergeschirr hüten."

Er ließ sich in einen Sessel nieder und öffnete den Brief, und je länger er las, desto schärfer prägte sich der Unwille aus. "Wahnsinn," sagte er ärgerlich. "Ist noch nicht Blut genug geflossen? Alles dies dient nur dazu, Frankreich verbluten zu lassen; nur der Friede, der für uns schmachvoll sein wird, kann das Land vom Feinde befreien. Von der Zukunft müssen wir die Tilgung dieser Schmach erwarten; Wahnsinn wäre es, jetzt an den Ketten zu zerren, die fest und tief in unser Fleisch einschneiden. Lucian soll die Hände davon lassen; er hat sein Ehrenwort verpfändet, er muß es halten."

Er faltete den Brief zusammen und horchte eine Weile auf den Lärm, der in den unteren Räumen des Hauses herrschte, dann verließ er das Kabinett, um seiner Schwiegertochter das Vorgefallene zu berichten.

Das Regiment Theobalds lag etwa zwei Stunden von Schloß Monterau entfernt, in einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner sich beim Raufen des Feindes gesammelt hatten.

Es bildete mit einer Abteilung Infanterie und einigen Geschützen den Vortrab eines größeren Korps, das der im Süden neugebildeten französischen Armee auf ihrem Vormarsch in die Platte fallen sollte, um sie zu umzingeln und zur Kapitulation zu zwingen, oder aber sie über die Schweizer Grenze zurückzuwerfen.

Theobald und Dubert hatten sich mit einigen Husaren in einem kleinen Hause einquartiert; es war heute Ruhetag, da man auf weiteren Marschbefehl warten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterschrift.

Von E. R. Randolph-Richfield.

(Nachdruck verboten.)

Die Verbrecher schienen es wirklich auf Lord Beaufarris abgesehen zu haben. Seit den vier Jahren, wo er in den Besitz des Titels und eines unermesslichen Vermögens gelangt war, hatten sie des öfteren versucht, ihn zu berauben, — geglückt war es ihnen aber nur ein einziges Mal. Wahrscheinlich dachten die Schufte, seine Jugend, sein Reichthum, sein flottes Leben würden ihn sorglos und nachlässig machen. Ob dieser Glaube ursprünglich ein richtiger war, läßt sich heute schwer bestimmen, jedenfalls trugen die verschiedenen Raubversuche dazu bei, daß der junge Edelmann doppelt auf seiner Hut war.

Er gehörte zu der Art von Leuten, die lieber zehn Pfund verschenken, als sich um einen Schilling betragen lassen. Kaum hatten sich einige Halunken erfolglos bemüht, seine großartige Juwelenammlung zu entführen, so schickte er diese auch schon zu seinem Bankier,

der sie in sicherem Gewahrsam hielt, und kaum war es einem Spießbuben gelungen, eine größere Summe mit der gefälschten Unterschrift des Lords einzulassieren, als er sich auch schon hinsetzte und seinen Namenszug derartig veränderte, daß für die Zukunft jede Nachahmung ausgeschlossen blieb.

Es ward schließlich eine Ehrensache, Beaufarris zu zeigen, daß er trotz seiner Vorsichtsmaßregeln kein ebenbürtiger Gegner der erfindungsreichen Kunst war, die sich mit der kriminalistischen Wissenschaft beschäftigte; auf dem Boden, auf dem er sich verschanzt hatte, mußte er geschlagen werden, wenn nicht die ganze höhere Klasse der Diebe ihr Selbstvertrauen und die Achtung ihrer niedriger stehenden Genossen verlieren sollte.

Am einem Aprilmorgen saß Lord Edwin bei seinem einsamen Lunch, einen Brief vor sich, den der Postbote soeben gebracht hatte. Er war von Clarice Marshon, seiner Braut, und lautete folgendermaßen:

„Geliebter! Im letzten Augenblick haben wir unsere Abreise noch bis morgen verschoben. Wenn Du Zeit hast, komm doch heute nachmittag noch einmal zu uns. Gruß und Kuß — Deine Clarice.“

Beaufarris war ärgerlich auf seine Verlobte. Schon vor drei Tagen hatte er Abschied von ihr genommen, weil sie mit ihren Eltern nach Monte Carlo wollte, nun war sie noch hier, und er hatte sich die kostbare Gelegenheit, sie zu sehen, zu sprechen, zu küssen, entgehen lassen. Aber da Lord Marshon für die Zeit seiner Abwesenheit sein Haus vermietet hatte, war eine Aenderung des einmal bestimmten Reiseterrains doch merkwürdig.

Eine Stunde später bestieg Lord Edwin einen schmucken Hansom und fuhr nach Lord Marshons Haus in South Kensington. Er bezahlte den Kutscher, stieg die Stufen hinauf und klopfte an die Tür.

„Fräulein Marshon empfängt?“ fragte er den Diener, der ihm öffnete.

Der Mann verbogte sich schweigend. Beaufarris blickte ihn flüchtig an und wunderte sich, daß Marshons noch so kurz vor ihrer Abreise einen anderen Lakaien genommen hatten. Dann folgte er dem Voranschreiten in den kleinen Salon im Hintergrund der Halle ohne die leiseste Spur eines Verdachtes.

Schweigend wie vorhin ließ ihn der Bediente eintreten und entfernte sich dann. Kaum zwei Minuten befand sich der Lord allein, da wurde die Portiere von der Seite zurückgeschlagen, und zwei Herren schritten in das Gemach.

Beide waren über Mittelgröße, der eine, dunkle, behäbige, trug goldgeränderte Brillengläser, der andere hatte ein hübsches, offenes, freies Gesicht, einen vollen, blonden Bart und schien seinem ganzen Aussehen nach ein Fremder zu sein.

Beaufarris dankte ihnen in seiner stolzen, steifen Weise auf ihre höflichen Verbeugungen. Doch noch ehe er Zeit fand, sich über ihr Erscheinen zu wundern, fragte ihn der Ältere, schwarze:

„Sie wünschen Miß Marshon zu sehen?“

„Deshalb bin ich hergekommen,“ erwiderte der Lord ruhig, „darf ich?“

„Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, daß sie sich in Monte Carlo befindet,“ antwortete der andere mit spöttischer Verbeugung.

„Was! Entschuldigen Sie mein Erstaunen, ich habe aber erst heute morgen einen Brief von ihr erhalten, worin sie mich für den Nachmittag herbestellt. Muß ich annehmen, daß die Post die Abfertigung verzögert hat und ich den Herrn gestört habe, dem Lord Marshon dieses Haus vermietet hat?“

„Ich bin Baron Steinhäuser — der Mieter,“ entgegnete der brünette Mann; „so weit ist Ihre Vermutung richtig. Der Brief aber wurde von meinem Freunde hier, Herrn Paul Panier, geschrieben.“ Und er deutete auf den blondhaarigen Fremden, der die Fersen zusammen schlug und sich verneigte.

Wie der Blitz durchfuhr es den Lord, daß er zu irgend einem geheimnisvollen Vorhaben in die Falle gelockt worden sei.

„Wollen Sie mir nicht sagen, aus welchem Grunde Sie mich mit Hilfe eines gefälschten Briefes hierherbemaßt haben?“ fragte er finster und maß die beiden von oben bis unten mit kalten Blicken.

„Zu einem Zweck,“ lächelte der Baron, „der Ihnen beweisen wird, daß Sie trotz aller Ihrer Vorsichtsmaßregeln, Ihren Schmutz und Ihre Reichthümer vor Dieb-

stahl zu bewahren, dennoch nichts gegen Männer von unserem Scharfsinn ausrichten können. Schon lange war es mein Wunsch und der meiner Freunde, Sie zu überlisten. Sie haben eine Art Krieg erklärt zwischen sich und jenen, die einen Teil Ihres Vermögens, das Sie nicht allein aufbrauchen können, erlangen möchten, und — ich schmeichle mir, daß wir jetzt so weit sind.“

Die Unverschämtheit dieser Rede machte Beaufarris sprachlos. Er starrte den Menschen wie ein Meerwunder an.

„Und nun, da ich hier bin, was werden Sie mit mir anfangen — angenommen, Sie können tun, was Ihnen beliebt?“ begann er nach einer Pause.

„Möchten Sie das wirklich erfahren?“ mischte sich der Blonde jetzt zum ersten Male ins Gespräch.

„Paul, Paul!“ unterbrach ihn der Baron. „Der Lord wird schon genug darunter zu leiden haben, wenn er es von selbst lernt. Ersparen wir es ihm bis dahin.“

Edwin, der die Frage nur gestellt hatte, um Zeit zu gewinnen, seine Lage zu überdenken, trat mit zwei langen Schritten auf die Schwindler zu, und mit der Geschäftlichkeit, die ihn im Kolleg berühmt gemacht hatte, stieß er den Kopf Steinhäusers wider die Wand und warf Herrn Panier über eine Stuhllehne. Dann eilte er zur Türe, doch sie war von außen verschlossen, und ehe er so weit kam, das Schloß loszureißen, hatten sich die anderen wieder erholt und auf ihn gestürzt.

Der Kampf war kurz und endete damit, daß der Lord betäubt zu Boden stürzte.

„Da sitze ich ja schön in der Patsche,“ murmelte Beaufarris, als er wieder zum Bewußtsein kam. Er staunt sah er sich um in dem weißgetünchten Keller. „Das hat man davon, wenn man sich in die Tochter eines Mannes verliebt, der sein Haus vermieten muß, um die Kosten einer Reise nach Monte Carlo zu decken.“ Er lachte leise vor sich hin. „Marshons Weinkeller, in den sie mich gesteckt haben. ... Eine Schwefelbombe, aber famos haben sie die Geschichte eingefädelt. ... Wenn ich nur wüßte, was sie eigentlich wollen!“

Er stand auf und untersuchte jeden Winkel des Kellers mit Hilfe einer Laterne, die an einer der Wände hing. In einer Ecke befand sich ein schmales Feldbett und daneben ein Waschtisch.

„Ich scheine für die Nacht geladen zu sein,“ sagte er nachdenklich. „Zum Glück, sie hätten mir wenigstens einen Krug mit einem Henkel geben können. Scheußliche Kerle. Das kommt dabei heraus, wenn man anderen Leuten seine Wohnung überläßt.“ Er sah auf seine Uhr. „Schon sechs. Da muß ich also bereits zwei Stunden hier unten sein.“

Ein Geräusch schlug an sein Ohr. Er wandte sich um und gewahrte eine Frau, die die Türe, zu der sie den Schlüssel in der Hand hielt, leise hinter sich zog. Sie war groß und schlank, elegant gekleidet und unzweifelhaft hübsch.

(Schluß folgt.)



Die Heimat der Puten. Nach den neuesten Untersuchungen haben die Urahnen unserer Puten in Mexiko und Texas gelebt, und zwar sind es vermutlich die alten Mexikaner gewesen, die sich zuerst mit der Zucht dieses Geflügels abgegeben haben. Als Fernando Cortez 1520 Mexiko eroberte, fand er mehrere Tausende von Truthähnern in den Höfen des Palastes des Kaisers Montezuma. Natürlich war Spanien das erste Land Europas, das diese exotischen Vögel zu sehen bekam, die damals den Namen der indischen Pfauen erhielten. Es dauerte aber wahrscheinlich nur wenige Jahre, bis sie von Spanien auch nach England kamen. Ein altes Gedicht berichtet, daß die Truthähner, die Karpfen und das Huhn in demselben Jahr (1524) unter der Regierung Heinrichs VIII. ihren Einzug nach England gehalten hätten. Im 16. Jahrhundert waren die Puten in England eine Kostbarkeit allerersten Ranges, und der berühmte Erzbischof Cranmer

erließ 1541 ein Verbot, bei einem Gastmahl mehr als ein Stück der großen Geflügelarten zu servieren, zu denen Kraniche, Schwäne und Puten gezählt wurden. 40 Jahre darauf waren die Truthühner schon zahlreicher geworden, so daß bei einem Bankett neben anderen Delikatessen im ganzen sechs Exemplare erschienen, die jedes nur 4 Schilling gekostet hatten, während Schwäne und Kraniche damals noch 10 Schilling und die Kapaunen eine halbe Krone kosteten. Auch bürgerte sich nun schon die noch heute in England herrschende Sitte ein, zu Weihnachten einen Truthahn zu braten. Die Grafschaften Norfolk und Suffolk bemächtigten sich hauptsächlich der Truthahnzucht, und schon vor 100 Jahren schickte die Stadt Norwich in drei Tagen allein über 4000 Puten nach London. In Frankreich wurden nach der Ueberlieferung dem König Karl IX. beim Durchzug durch Amiens von der Bürgerschaft 12 Truthühner als Seltenheit zum Geschenk dargebracht, aber schon viel früher war dies Geflügel auch dort bekannt geworden. Als im Jahre 1546 ein reicher Bürger von Rouen ein Bankett veranstaltete, wurde in einem Festgebieth von 442 Personen auch der auf der Tafel vertretene Truthahn besungen. In einer Geschichte der vierfüßigen Thiere, der Vögel usw., die Lincoler 1584 veröffentlichte, wird die Putz als ein köstliches Essen bezeichnet, das nur auf den Tisch großer Herren zu kommen verdiene.



Zusammenstellung unseres Kartenspiels. Mancher Spieler wundert sich darüber, daß unser Kartenspiel aus 52 Karten besteht. Ist diese Zahl willkürlich oder absichtlich gewählt? Was bedeutet die Einteilung in vier Farben von je 13 Karten? Die 52 Karten stellen die 52 Wochen des Jahres dar. Die vier Farben (eigentlich nur zwei mit zwei verschiedenen Bildern) à 13 Blätter bedeuten die vier Jahreszeiten mit je 13 Wochen. Die einzelnen Farben sind von 1—10 numeriert. Ihnen folgen die drei Bilder (Bube, Dame, König). Numeriert man diese weiter mit 11, 12, 13 und addiert sämtliche Zahlen 1—13 einer Farbe, so erhält man 91, also die Anzahl der Tage eines Vierteljahres. 91 Tage mit 4 multipliziert ergeben aber 364 Tage, womit, soweit wie möglich, die Tageszahl des Durchschnittsjahres getroffen ist. Auf diesem Grundgedanken ist also unser heutiges Kartenspiel aufgebaut.



Denkspruch.

Frommes Erbarmen
Läßt nicht verarmen,
Wohlthun ist Quelle
In brennendem Sand.

117er.



Artikel zur Wöchnerinnen- und Kinderpflege.

Bade-Thermometer
von 40 Pf. an.

Bade- und Toilette-Schwämme von 10 Pf. an.
Beissringe von 10 Pf. an.

Wasserdichte Bett-einlagen

per Meter von 1.30 Mk. an.

Bett- und Kranken-Tische.

Bettpfannen

(Unterschieber, Stechbecken)
von 2.— Mk. an.

Brusthütchen mit Sauger
von 20 Pf. an.

Damenbinden

per Dutzend von 80 Pf. an.

Fieber-Thermometer

(Maxima) von 1.— Mk. an,
mit amt. Prüfungsschein von
3.— Mk. an.

Gesundheitsbinden,

Ia. Qual (Damenbinden), per
Dutzend von 80 Pf. an.

Gürtel dazu von 50 Pf. an.

Hand- u. Nagelbürsten
von 10 Pf. an.

Irrigatoren,

komplett, von Mk. 1.— an.

Impfschutzkappen
für Kinder.

Leibbinden

für Damen- u. Herren, System
„Teufel“, und andere,
von Mk. 1.25 an.

Auch Extra-Anfertigung nach
Maß billigst.

Milchpumpen

von 75 Pf. an.

Milchflaschen,

gewöhnl. Strichflaschen und
Soxhletflaschen
von 5 Pf. p. St. an.

Milchkochapparate

nach Prof. Soxhlet, Dr. Raab
und Dr. Zweiböhmer
und andere, komplett schon
von Mk. 7.— an.

Hygien.

Mund-Servietten

für Kinder,
100 Stück von Mk. 1.— an.

Mutterrohre

von Glas, Hartgummi etc.
von 20 Pf. an.

Nabelbruchbänder

für Kinder und Erwachsene
von Mk. 1.40 an.

Nabelpflaster.

Ohren-Halter für Kinder.

Ohren-Schwämmchen.

Schwämme,

feinste Toilettes- und Bado-
schwämme.

**Augen-, Mund-
und Ohrenschwämme**

für Kinder von 10 Pf. an.

Urinflaschen

für's Bett, männl. u. weibl.,
aus Glas, Porzellan, Emaille u.
Papiermasse von 80 Pf. an.

Sauger

für Kindermilchflaschen,
Soxhletflaschen etc.
von 10 Pf. an.

(Dutzendpreise billigst.)

Verband-Watte

nach Prof. Bruns, chem. rein,
sterilisiert und imprägniert, in
besten Qualität zu niedersten
Preisen.

Verbandstoffe und

Binden

wie Gaze, Mull, Cambric etc.,
Ia. Qual., in allen Packungen
zu niedersten Preisen.

Wochenbett-Binden,

engl. (nach der Geburt zur
Wiederherstellung der Figur
unentbehrlich), in div. Größen,
Mk. 4.50

Windelbüschen.

feinste Qual., sehr weich und
zart, von Mk. 1.80 an

Hygien. Windeltücher,

sehr weich und angenehm,
warm haltend,
das Stück Mk. 0.50,
„Dutzend „ 5.50.

Wand-Puder, aseptisch.

Zahuringe

aus Bein und Gummi,
von 25 Pf. an.

Zellstoff-Unterlagen

in Tafeln à 25 Pf.
(s. aufsaugungsfähig).

Stechbecken

in Emaille, Porzellan u. Zink,
in div. Größen von Mk. 2.— an.

Sterilisier-Apparate,

s. Milchkochapparate.

Kranken-Transporte.

Ausführung vorschriftsmässiger

Desinfektionen

von Kranken- und Sterbe-
zimmern.

Prompte und sachkundige Be-
dienung durch fachmännisch
gebildetes, männl. und weibl.
Personal. 5004

P. A. Stoss.

Medizinisches Warenhaus und Gummi-Fabrikate, Taunusstrasse 2.

Telefon
Nr. 227.

Grösstes Spezialgeschäft der Branche.

Telefon
Nr. 227.